

Vom Schaumuseum zum Museumsprogramm : das Kleinmuseum als Instrument angewandter Volkskunde

Autor(en): **Antonietti, Thomas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **81 (1985)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117524>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Schaumuseum zum Museumsprogramm

Das Kleinmuseum als Instrument angewandter Volkskunde

Von *Thomas Antonietti*

Seit Beginn der siebziger Jahre wird die Museumsdiskussion auch in der Volkskunde intensiv geführt, wobei sich die theoretische Auseinandersetzung im deutschen Sprachraum bisher fast ausschliesslich auf die Bundesrepublik beschränkte – in Analogie übrigens zur Museumsdiskussion in der Völkerkunde. Doch haben sich die Ergebnisse dieser Diskussion erst zaghafte in der volkskundlichen Museumspraxis niederschlagen. Wurde zum Beispiel die Idee des reinen Schaumuseums mit der Vorstellung von der unmittelbaren Anschaulichkeit der Objekte in der theoretischen Diskussion seit den sechziger Jahren nur mehr vereinzelt vertreten¹, so verschwindet dieses Konzept erst allmählich aus den volkskundlichen Ausstellungen. Wohl werden heute in der Regel kontextbezogene Konzeptionen praktiziert, doch noch allzu oft beschränkt sich dieser Kontext auf ergologische und technologische Zusammenhänge. Das Ausstellungsobjekt steht zwar nicht mehr allein da, doch noch immer ist es dieses Objekt, das Ausgangs- und Mittelpunkt volkskundlicher Museumsarbeit bildet. Nicht dass sich die Museumsarbeit vornehmlich von der Sachkultur leiten lässt, sei dabei kritisiert, sondern dass sie dies so ausschliesslich tut.

Nun wurde solches theoretisch bereits mancherorts erörtert, und der Katalog dessen, was da alles in die Praxis umzusetzen wäre, ist mittlerweile lang. Wie weit Anspruch und Realität dabei auseinanderklaffen, zeigt ein Blick in die einschlägige Literatur: «Zum Nachdenken anregen, den Gesichtskreis erweitern, gesellschaftliche Prozesse durchschaubar machen und damit die Chancen rationaler, humaner Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens zu vergrössern, dürften die wichtigsten allgemeinen Bildungsaufgaben der kulturgeschichtlichen Museen sein»². Dies fordert etwa Dieter Kramer bereits zu Beginn der siebziger Jahre. Und bei Wulf Schadendorf heisst es: «Zu fordern bleibt ... die Aktivierung und Verbindung aller Institutionen zur Definition, Konstruktion und Publikation gegenwärtiger Umwelt als einer geschichtlichen und kulturellen»³.

Hinkt nun also die Praxis der Theorie weit hinten nach, oder hat die

theoretische Diskussion den Bezug zur Praxis vollständig aus den Augen verloren? Letztlich eine irrelevante Frage, um so mehr, als die Bedingungen in der Schweiz mit denjenigen anderer Länder nicht unbesehen miteinander zu vergleichen sind. Ertragreicher dürfte da schon der Versuch sein, das gegenwärtig Vorhandene einer Bestandesaufnahme zu unterziehen und es am theoretisch Möglichen und Geforderten zu messen.

Als Hort der Sachkultur ist das volkskundliche Museum bis heute bei einer deskriptiven Ethnographie stehengeblieben. Ein ethnologisches Programm fehlt weitgehend.

Als Sammler, Hüter und Vermittler von Sachkultur und Zeitdokumenten ist das Museum jeweils selber verlässlicher Zeuge seiner eigenen Kultur. «Si répandue qu'elle soit, l'institution procède d'une conception spécifiquement occidentale du temps qui passe, impliquant une dimension de l'espace nécessaire à son déroulement, à quoi s'oppose celle du temps qui dure des civilisations 'archaïques' et 'primitives'», schreibt Roland Kaehr im Vorwort zum Ausstellungskatalog «Temps perdu – Temps retrouvé»⁴. Das Museum als Ausdruck unseres Verhältnisses zur Zeit, zum Beispiel. Oder: Das (volkskundliche) Museum als Produkt einer Gesellschaft, die ihre Gebrauchsgüter immer schneller und immer zwingender vor die Alternative stellt, entweder Abfall oder dann Museumsgut zu werden. Zwei Beispiele, die genügen, um zu zeigen: Museen haben mehr mit Gesellschaft und Gegenwart zu tun, als man ihnen ansieht.

Es gibt Museen, die daraus die Konsequenzen gezogen haben – etwa die grösseren Völkerkundemuseen der Schweiz, wenn auch aus einem gewissen Legitimationszwang heraus. In Neuenburg reflektiert das Musée d'Ethnographie nun schon zum drittenmal in einer Wechselausstellung über sich selber, das Völkerkundemuseum von Zürich vergisst bei keiner Ausstellung, die aktuellen – auch politischen – Bezüge zum dargestellten Thema herzustellen, in Bern schlägt eine Indianerausstellung geschickt den Bogen zur eigenen Region und Geschichte, und das Musée d'Ethnographie in Genf verleibt sich gleich eine europäische Sammlung ein, um damit hochgradig volkskundliche Ausstellungen zu inszenieren.

Ganz anders präsentiert sich die Situation an den Volkskundemuseen, um die Museen mit volkskundlichen Sammlungen einmal so zu benennen. Von ihren Beständen her zwar eindeutig volkskundlich, repräsentieren diese Museen in ihrer Ausrichtung und ihren Ausstellungsinhalten nur selten Volkskunde in einem heutigen Sinn. Zentrale Begriffe wie Folklorismus, Identität, Kulturkonflikt, Industriekultur kommen in ihnen

nicht vor, wesentliche Forschungsinhalte der modernen Volkskunde sucht man in ihnen vergebens, Inhalte *nota bene*, die mindestens teilweise einer musealen Präsentation durchaus zuträglich wären. Die Wissenschaftlichkeit beschränkt sich – bei den professionell geführten Museen – in der Regel auf interne Aufgaben wie Restaurieren, Konservieren, Inventar, Forschung am Objekt. Und dort, wo eine volkskundliche Betrachtungsweise vorliegt, ist es nur allzu oft diejenige einer traditionellen, rückwärts orientierten Volkskunde mit ihrem Bild von geschlossenen, einheitlichen Wertvorstellungen folgenden Gesellschaften⁵. Die Öffnung der Volkskunde hin zu sozialwissenschaftlichen und aktuellen Fragestellungen wurde von den Museen (mindestens in ihren Ausstellungen) bisher ebenso ignoriert wie – und das mag mehr überraschen – die wegleitenden, wenn auch nicht mehr ganz so neuen Ansätze zur Sachkultur von Jean Baudrillard⁶ oder von Fél und Hofer⁷.

Auch die in den letzten Jahren festzustellende Professionalisierung der mittleren und kleinen Museen bringt punkto Inhalte nichts Neues, indem diese Professionalisierung meist bei der Präsentation, also im Formalen steckenbleibt⁸, eine Verwissenschaftlichung der Inhalte aber nicht stattfindet. Die über den Gegenstand hinausreichende Fragestellung fehlt nach wie vor, die grösseren Bezüge muss man ins Völkerkundemuseum suchen gehen. Dabei drängen sich gewisse Zeitfragen einer Darstellung im Museum geradezu auf. Etwa Interkultur und die Vereinheitlichung der Sachkultur als prägende Merkmale unserer Zeit, die zunehmende Urbanisierung und Folklorisierung der dörflichen Kultur oder Oekologie und Naturraubbau in historisch-volkskundlichen Dimensionen.

Solches zu bemängeln, ohne auf die Zwänge praktischer Museumsarbeit einzugehen, ist zwar nicht eben im Sinne der geforderten Annäherung der Praxis an die Theorie; gleichwohl muss die Nennung dieser Praxiszwänge als Teilerklärung der erwähnten Defizite als Hinweis hier genügen. Und ebenfalls nur randvermerkt bleibe die umgekehrte Sichtweise, nämlich die Frage nach den theoretisch fundierten Beiträgen der Disziplin Volkskunde ans Museum, in dem sie immerhin zunehmend ein praktisches Berufsfeld zu entdecken glaubt⁹.

Nun betreffen die erwähnten Defizite keineswegs nur etwa die ehrenamtlich geführten Kleinmuseen, sondern ebenso die professionell geführten Institutionen: Das Schweizerische Museum für Volkskunde verfügt als wissenschaftliche Institution wohl über ein volkskundliches Programm, in seinen Ausstellungen fehlt jedoch die Umsetzung neuer volkskundlicher Themen und Erkenntnisse weitgehend. Das Landesmuseum vertraut in seinen volkskundlichen Abteilungen nach wie vor

auf die Erklärungskraft der Objekte und entlastet diese nur gerade durch das Zusammenspiel in der Präsentation. Und die grossen kantonalen Institutionen lassen trotz ansehnlicher Bestände volkskundliche Programme im heutigen Sinn praktisch vollständig vermissen und sind weiterhin um eine strikte Trennung von Elitekultur und Alltagskultur bemüht.

Einen Sonderfall stellt schliesslich das Schweizerische Freilichtmuseum für ländliche Bau- und Wohnkultur auf dem Ballenberg dar. In seiner vergleichenden Schau und dokumentarischen Exaktheit genügt dieses Museum zweifellos auch hohen wissenschaftlichen Ansprüchen. Eine technisch perfekt inszenierte Authentizität verrät indessen auch hier die Vorstellung von der Repräsentativität des Dauerhaften¹⁰ und suggeriert Vollständigkeit, wo Fragen zu stellen und allzu Harmonisches zu relativieren wären. Oder wie Hermann Bausinger schreibt: «Die museale Darstellung mag noch so dokumentarisch genau sein, Folklore erscheint hier doch als Gegenwelt»¹¹. Wenn wir mit Hans-Ulrich Roller einig gehen, dass historische Realität nicht wiederholbar ist¹², muss der Ehrlichkeit halber die Zukunft des Museums wohl eher in notwendig künstlich bleibenden Inszenierungen gesucht werden denn in der Perfektionierung so oder so unerreichbarer Originalität. Denn: «Seule une muséographie qui ose contaminer le sens des objets en les confrontant les revitalise. Ils deviennent porteurs d'un nouveau message et le musée se transforme enfin en un lieu critique, conscience du présent et ouverture sur le futur»¹³. Wobei darauf zu achten wäre, vor lauter Aktualität die musealen Grundfunktionen nicht zu vergessen, zu denen das Dokumentieren dessen, was nicht mehr ist oder bedroht ist, wesentlich dazugehört.

Eine Klassifizierung der Museen nicht nach ihren Beständen und ihrer Arbeit hinter den Kulissen, sondern von ihrer Publikumsarbeit her, ergäbe also, dass es in der Schweiz nur sehr wenige volkskundliche Museen im eigentlichen Sinn gibt. Umso mehr sind es noch immer, wenn nicht gar zunehmend, die Orts- und Regionalmuseen, die das Bild der Volkskunde in der Öffentlichkeit am nachhaltigsten prägen. In der Folge wollen wir uns deshalb ausschliesslich mit dem Phänomen dieser meist volkskundlich ausgerichteten Kleinmuseen beschäftigen.

Die Zeit der grossen nationalen Institutionen ist vorbei. Regionalismus und lokale Identität bestimmen mehr und mehr auch die Museumslandschaft.

Dass ihr Entstehen, aber auch ihre Weiterexistenz nur von wenigen Einzelpersonen abhängt, kann geradezu als Charakteristikum der Kleinmuseen angesehen werden. Im Gegensatz zu früher können aber diese

wenigen Initianten heute in der Regel finanziell auf einen recht breiten Rückhalt in der Öffentlichkeit zählen. Das heisst, das Phänomen Kleinmuseum ist zu einer kulturellen Zeiterscheinung geworden. Regionalismus und lokale Identität heissen die Stichworte, und selbst das Landesmuseum, nationaler Identitätsstifter par excellence, regionalisiert sich mit Zweigstellen in der Westschweiz und im Tessin. Indessen: Mit Regionalismus allein ist dieser Zeiterscheinung nicht beizukommen. «Es gibt hundert Gründe für die Lust des Zeitgenossen nach 'alten' Sachen. Hinter jedem der Gründe steht ein Zeitproblem»¹⁴. Resümieren wir also kurz, was da sonst noch alles hinter der Beliebtheit, der sich Orts- und Regionalmuseen zur Zeit erfreuen, stecken könnte.

Mit 'Zuflucht in eine vermeintlich heile Welt' lässt sich vielleicht am träfsten umschreiben, was da in der Literatur an Ursachen für die Museumshausse dingfest gemacht wird. Von einer Projektion der Daseinsbefriedigung in die Vergangenheit und einer «Sehnsucht nach einem integrierten Dasein» spricht etwa Ina-Maria Greverus¹⁵, von einer durch Anonymität und Zentralisierung hervorgerufenen «Besinnung auf die engere Umgebung» Hedwig Hangen¹⁶, von einem «repli nostalgique» Roland Kaehr¹⁷. Und in bezug auf Folklore und Heimatideologie schreibt Max-Peter Baumann von Verlusterfahrungen und einer «Reaktion auf eine kulturpessimistische Identitätskrise»¹⁸. Orientierungslosigkeit und Zukunftsangst also einerseits, der Blick zurück als Bestandteil im Prozess der regionalen und lokalen Bewusstseinsbildung andererseits, als Motoren der lokalen Museumsbewegung.

Muss die Tauglichkeit des Mediums Museum als Zufluchtsort und Lebenshilfe in einer von Komplexität und Schnellebigkeit geprägten Welt eher in Frage gestellt werden, bedürfen andererseits gerade die Kleinmuseen als Produkte und Zeichen auch eines kulturellen Pluralismus und lokaler Autonomie der gesellschaftlichen Legitimation wohl weniger, als dies bei den grossen Institutionen der Fall ist. Hier wird gesammelt und öffentlich gemacht, was von Teilhabern der betreffenden Kultur selber zum Museumsgut und damit zum Dokument kollektiver Erinnerung erhoben wird¹⁹. Je nach Ort und Region sind die Bedürfnisse, die mit einem Museum befriedigt sein wollen, freilich auch etwas handfester: das Museum als Teil der touristischen Infrastruktur, als Bühne der Selbstdarstellung lokaler Eliten, als Feigenblatt unkontrollierter Entwicklungen, als Angebot für gesellschaftlichen Eskapismus ... Funktionen, die das Museum ins politische Blickfeld rücken müssten. Doch Diskussionslosigkeit herrscht hier vor. Das Museum hat Konjunktur und bleibt – als affirmativ und unpolitisch klassiert – von öffentlichen Sparmassnahmen weitgehend verschont.

Weniger geschont werden die «Heimatmuseen» innerhalb der wissenschaftlichen Diskussion. «Vor allem ästhetische Gesichtspunkte bestimmen die Präsentation, die Heimat zeigt sich dem Besucher von der besten Seite, (...), eine beschauliche lokale Identität.» Und: «Bestimmte Themen werden ausgespart, verdrängt, nicht alles ist heimatfähig»²⁰. Kritische Einwände in einem Erfahrungsbericht aus der Praxis, wie sie seit langem geäußert werden; sie sind bekannt – und treffen nach wie vor zu. Es ist eine konfliktlose, weitgehend statische Welt, die dem Besucher da vorgesetzt wird, mit Konzepten, die nach wie vor stark objektfixiert sind und den hinter den Dingen stehenden Menschen vergessen machen²¹. Der Kontext kommt in der Regel nicht über das unmittelbar Funktionale der dargestellten Objekte hinaus, emotionale und symbolische Zuordnungen fehlen ebenso wie Interessengegensätze und aktuelle Alltagsbezüge, der Dokumentationswert der Sammlungsbestände bleibt weitgehend unausgeschöpft. Was an sich spannend wäre, wird verharmlost, was letztlich wohl das einzig Machbare ist, bleibt ausgeklammert: nämlich die Objekte auf ihre aktuellen Botschaften hin abzufragen.

Augenfälliges Beispiel solcher Museumspraxis sind etwa die Stadtzürcher Quartiermuseen, deren breiter und geradezu exemplarischer Kanon ortsmusealer Inhalte beinahe vergessen macht, dass hier so ziemlich alles fehlt, was zum Verständnis dessen beitragen könnte, was das Bild dieser Stadt heute prägt. Eine Ausnahme bildet da nur gerade das Ortsmuseum Aussersihl. «Dig where you stand» heisst hier das Leitmotiv, «Veränderungen» der bezeichnende Titel für die zweite Ausstellung dieses in jeder Beziehung neuen Museums, an dessen Ursprung nicht eine Sammlung, sondern ein Geschichtsverständnis stand. Sich selber als aktiven Teil der Geschichte zu verstehen und aufzudecken, «was unter und neben erstickenden Eingriffen ins Quartier weiterlebt, was neu sich entwickelt und das Quartierleben lebenswert macht, was exemplarisch ist», hat sich dieses Museum zum Ziel gesetzt²². Objektgebundenheit im Formalen wie nostalgische Idealisierung im Inhalt verbieten sich damit zum vornherein, Museumsarbeit und Ausstellungsthemen unterliegen geringeren Zwängen, das heisst, das Museum wird zur offenen und damit öffentlichen Institution.

Die Frage nach Art und regionaler Dichte von Ortsmuseen ist irrelevant. Entscheidend sind die lokalen Bedürfnisse.

Doch Bewegung ist auch in die traditionelle Kleinmuseumslandschaft gekommen. Bestrebungen, das quantitative Wachstum mit einer Qualitätssteigerung der Ortsmuseen zu begleiten, finden unter anderem ihren

Niederschlag in institutionellen Zusammenschlüssen von Museen (zum Beispiel in den Kantonen Graubünden, Tessin und Wallis). Der Wirkungsbereich solcher Verbundaktivitäten muss sich dabei jedoch vorwiegend aufs Technisch-Formale beschränken, wie Erfahrungen bei der Vereinigung der Walliser Ortsmuseen zeigen²³.

Schwerpunkte der Tätigkeit der Vereinigung bilden nach wie vor Inventarisierungen der Museumsbestände sowie technische Beratung in Ausstellungs- und Konservierungsfragen. Inzwischen sind rund fünfzehn Museen ganz oder teilweise inventarisch erfasst, und dank der Klassierung eines Doppels jeder Inventarkarte in einer Zentralkartei in Sitten liegt heute bereits ein beachtliches Arbeitsinstrument zur Sachkultur des Wallis vor. Nicht selten bewirkt dabei eine Inventarisierung weitere museumseigene Aktivitäten unter Inanspruchnahme der Dienste und Angebote der Vereinigung. Die Vereinigung ihrerseits bietet ihre finanzielle und beratende Unterstützung nur dort an, wo Bedürfnisse auch angemeldet werden. Initiative und Animation liegen also ausschliesslich beim einzelnen Museum. Die ursprünglich angestrebte zentrale Lenkung mit dem Ziel einer kantonalen Museumslandschaft mit regionalen Schwerpunkten und ortstypischen Inhalten, also eine Art disperses Verbundmuseum, darf deshalb nicht Aufgabe einer Museumsvereinigung sein, will man nicht ein Nachlassen der lokalen Beteiligung und damit das Ende eines Ortsmuseums riskieren. Der durch Beratung und Inventarisierungen angebahnte Kontakt zwischen den Museen und den bei der Vereinigung Tätigen hat hier im übrigen bereits mehr bewirkt, als jede Planung von oben dies hätte erreichen können.

Angedeutet ist damit auch die praktische Unmöglichkeit, die Interessen von Museumsverantwortlichen, lokalem und externem Publikum sowie der Wissenschaft unter einen Hut zu bringen, ein Spannungsfeld, das jeden in der zentralen Museumsberatung Tätigen seine Arbeit als ständige Gratwanderung erfahren lässt²⁴. Ihre positiven Auswirkungen erfährt deshalb die bisherige Arbeit der Vereinigung der Walliser Ortsmuseen vor allem in jenen Bereichen, die weniger direkt nach aussen gerichtet sind (zentrale Dokumentation, Inventare, Depots, Finanzierung).

Die Untauglichkeit von Patentrezepten verlangt nach Modellen, die eine offene Museumsentwicklung zulassen. Ein solches Modell wäre das Ecomusée.

«Hauptkriterium bei der bisherigen Sammel- und Ausstellungspraxis der Heimatmuseen scheint – neben der lokalen Beschränkung – die Zufälligkeit zu sein. Diese Zufälligkeit befreit vor jeder kritischen Distanz

zu den Objekten in ihrem geschichtlichen Zusammenhang, das Objekt ist malerisches Einzelstück, jedoch nicht historischer Sachzeuge.» So Carla Döring in ihrer Arbeit über das kulturhistorische Museum²⁵. Doch nicht Zufälligkeiten sind es eigentlich, die das Bild vieler Kleinmuseen bestimmen, sondern die meist schmale und einseitige Beteiligung an ihrem Aufbau. Das Bild der heilen Welt hat also gewissermassen System.

«Or il est temps de dire aux gens que leurs valeurs (les vraies) ne sont pas conservées par le musée; que celles qui sont conservées ne sont que le reflet de choix faits sans eux», fordert deshalb Alain Nicolas²⁶. Und unter der Kurzformel «Selbstreflexion in der Selbstdarstellung» möchte Dieter Kramer das Museum zu einem «Kommunikationszentrum freier gleichberechtigter Bürger» demokratisieren, die sich «lernend, reflektierend und Ausstellungen bauend betätigen»²⁷. Vorläufig wohl noch ein Fernziel, ein Ziel aber, das die Richtung der kleinen Schritte in die Zukunft angibt. Und diese Zukunft hat schon begonnen, vorläufig allerdings erst im Ausland. «Ecomusée» heisst das Zauberwort, und gemeint ist die Idee, das Museum zu einem kulturellen Instrument zu machen, das unter breiter Beteiligung innerhalb eines bestimmten Gebietes museale Funktionen im weitesten Sinne wahrnimmt²⁸. Äusserlich kommt das Ecomusée dem Freilichtmuseum am nächsten, doch unterscheidet es sich von diesem durch die Erhaltung von Gebäuden und Anlagen in situ. Im Gegensatz zum herkömmlichen Museum arbeitet das Ecomusée dezentral, interdisziplinär und unter Einbezug der Bevölkerung, wobei die professionellen Mitarbeiter neben wissenschaftlicher Beihilfe auch Animationsfunktionen zu übernehmen haben.

Dort, wo sie bereits bestehen, sind die Ecomusées meist stark professionalisiert und auf die Verhältnisse städtischer Agglomerationen zugeschnitten. Trotzdem scheinen sie im Moment auch für die Kleinmuseen das zukunftsträchtigste Modell abzugeben, weshalb ihre Grundidee auch auf diese anwendbar erscheint. Wie, das sei – aus dem Stegreif und ohne Rücksicht auf Fragen der Durchführbarkeit – einmal theoretisch an einem Beispiel durchgespielt, nämlich dem Alpmuseum auf der Rieder alp ob Mörel, dem jüngsten Kind der Walliser Museumslandschaft. Kernstück des 1985 eröffneten Museums ist eine möglichst authentisch eingerichtete Alphütte aus dem Jahre 1606, die alle wesentlichen baulichen Elemente alpwirtschaftlicher Infrastruktur (Käserei, Wohnraum, Stall, Keller) unter einem Dach vereinigt und innen wie aussen Konstanz und Wandel der lokalen Alpwirtschaft dokumentiert. Zur besseren Erklärung dessen, was sich innerhalb und ausserhalb der Alphütte abspielte, wurde sodann im ehemaligen Stallanbau eine Ausstellung aufgebaut, die mit historischen, aktuellen und vergleichenden Aspekten zur

Alpwirtschaft auch über das Traditionelle und Lokale hinausgreift. Zum Museumsprogramm gehört zudem ein einmal wöchentlich stattfindendes Schaukäsen mit einem Besuch des nahegelegenen modernen Alpbetriebes.

Soweit der Ist-Zustand, der in Ansätzen bereits Ideen des Ecomusée in sich trägt (u.a. Erhaltung an Ort). Als Möglichkeiten einer Weiterentwicklung in Richtung Ecomusée böten sich nun hier etwa an:

1. Erweiterung der Beteiligung am Museum durch Aktivitäten rund ums bestehende Museum;
2. Einrichten eines kleinen Zentrums mit Dokumentation und Depot;
3. Bildung einer Animationsgruppe, die mit Schülern und Interessengruppen museale Programme durchführt (z.B. kleine Ausstellungen in Schulen, Hotels, Schaufenstern usw.);
4. Anlegen eines beschilderten Parcours mit Informationen zu den architektonischen Zeugen der traditionellen inneralpinen Mehrstufenwirtschaft (Heimgüter mit Wohnhäusern, Ställen, Stadeln, Speichern und Gewerbebauten, eine Zwischenstufe mit Ausfütterungsställen und Maiensässen, Alpen mit Alpgebäuden) und mit Hinweisen zu den Ortsbildern als Ganzes – im Inventar schützenswerter Ortsbilder der Schweiz sind die drei in Frage stehenden Dörfer als von nationaler (Goppisberg), regionaler (Greich) und lokaler Bedeutung (Ried-Mörel) eingestuft;
5. Erhaltung repräsentativer Einzelbauten und Gebäudegruppen, soweit möglich unter Weiter- bzw. Umnutzung;
6. Einrichten von musealen Aussenposten mit Ausstellungen und Einrichtungen zu lokalen Themen;
7. Anbieten von kulturhistorischen Führungen, Exkursionen und ähnlichem für Einheimische und Touristen, unter Umständen in Zusammenarbeit mit Verkehrsverein und Naturschutzzentrum Aletschwald.

Primäres Ziel eines solchen Museums wäre es, der einheimischen Bevölkerung ein Instrument anzubieten, das ihr bei der Gestaltung ihres Lebensraumes und ihrer Gegenwart vermehrt historische Kompetenz verleiht. Das Risiko, dass die Idee eines Ecomusée in eine Art Disneyland ausarten könnte, ist allerdings in einer touristischen Region wie der Riederalp ebensowenig zu unterschätzen wie die Illusion einer zeitlichen Authentizität, wo nur eine räumliche gegeben ist.

Den Esel (= Museumsinhalte) meinen und den Sack (= Institution Museum) schlagen, heisst der Trugschluss, dem die Museumskritiker aufsitzen. Oder ist das Medium eben doch die Botschaft?

Was weiter oben für die volkskundlichen Grossmuseen gefordert wurde, gilt in gleicher Weise auch für die Kleinmuseen: Nicht das Objekt

an sich soll Gegenstand musealer Ausstellungen sein, sondern Aussagen und Erkenntnisse über volkskundliche Phänomene. Gefragt sind also zuerst einmal und vor allem neue Inhalte. Gefragt sind aber auch – gerade bei den lokalen Museen – neue Methoden. Thesenartig seien deshalb diesbezüglich noch ein paar Perspektiven für die Zukunft skizziert:

1. Das Ortsmuseum stellt ein mögliches (also ergänz- und ersetzbares) Mittel zur Aufarbeitung lokaler Entwicklungen dar. Nicht das möglichst genaue Abbilden oder gar Revitalisieren von Gewesenem wäre dann die zentrale Funktion des Museums, sondern das Verleihen von historischem Bewusstsein für die Auseinandersetzung mit der Aktualität.

2. Dies bedingt neue Strukturen in der Museumsführung: Weg vom Einmannbetrieb, hin zu einer instrumentellen Nutzung des Museums auf allen seinen Stufen durch lokale und andere interessierte Gruppen²⁹.

3. Das Angebot des Museums an die Öffentlichkeit würde sich damit nicht mehr in Ausstellungen erschöpfen, sondern auch den Produktionsbereich miteinschliessen. Das Ortsmuseum also als Dokumentationszentrum und kulturelle Einrichtung mit instrumentellem Charakter für die Nutzer.

4. Der Quellenwert der Objekte als der nach wie vor zentralen Informationsträger des Museums erschliesst sich durch Beobachtung und Befragung einerseits, durch das Studium von Literatur, Archiv- und Bildmaterial andererseits. Das heisst: Das Museum muss sich auch das, was ausserhalb seiner Sammlungen liegt, vermehrt für seine Arbeit nutzbar machen. Ein stärkeres Zusammengehen von Ortsmuseum und Gemeindearchiv drängt sich auch insofern auf, als die Alltagskultur und ihre materiellen Zeugen nur vor dem Hintergrund sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Zusammenhänge verständlich sind. Für die musealen Inhalte bedeutet das die Aufhebung der Trennung von Ortsgeschichte und lokaler Volkskunde, von Elitekultur und Volkskultur.

5. Das Museum, auch das Ortsmuseum sollte sich vermehrt als Massenmedium verstehen, unter Nutzung jener spezifischen Eigenschaften, die es gegenüber den andern Medien auszeichnet: Multimedialität, Dreidimensionalität sowie hoher Grad an Anschaulichkeit und Authentizität. Die Folgen eines solchen Verständnisses wären: Relativierung der Stellung der Objekte und Entwickeln von musealen Programmen mit volkskundlichen Inhalten und einer gewissen Langzeitaktualität.

Idealistische Vorstellungen angesichts des momentanen Ist-Zustandes, einverstanden. Doch dürfen wir diesen Zustand nicht als den einzig möglichen akzeptieren, soll die Zukunft der Ortsmuseen nicht von zeitbedingten Interessenlagen einzelner Engagierter abhängen. Idealziele

ständig neu zu formulieren, gehört deshalb ebenso notwendig ins museale Pflichtenheft wie das beharrliche Weiterentwickeln dessen, was derzeit machbar ist. Und das wäre bereits eine ganze Menge. Etwa lückenlose Inventarisierung und breitangelegte Dokumentation der Bestände; Erfassen dessen, was ausserhalb des Museums die lokale Geschichte dokumentiert, und Ausdehnen des Sammelns auf sämtliche Zeugnisse schriftlicher, mündlicher, bildhafter und sachgebundener Art, welche die Lebens- und Denkart einer lokalen Gemeinschaft dokumentieren; aktives Suchen der Zusammenarbeit mit Betroffenen (Alten, Leuten aus bäuerlichem Milieu, traditionellen Handwerkern usw.); in Ausstellungen von Themen und Aussagen ausgehen, mindestens aber den Sinnzusammenhang der Objekte herstellen; Inhalte definieren, welche für das Werden eines Ortes repräsentativ sind und welche die aktuellen Interessen möglichst vieler aufnehmen ...

So gesehen ist das Museum zweifellos ein Medium mit Zukunft. Darauf deuten auch momentane Tendenzen und zu erwartende Entwicklungen im Kommunikationsbereich hin. Dank seiner Multimedialität anpassungsfähig an neue Bedürfnisse jeglicher Art, in der Unmittelbarkeit des dreidimensionalen Objektes von keinem andern Medium auch nur annähernd erreicht und durch die zahlreichen Möglichkeiten der Teilnahme zur Aufhebung der Einwegkommunikation bestens geeignet, weist das Museum Eigenschaften auf, die ihm weder formal noch inhaltlich Grenzen setzen. Das Medium trägt also die Botschaft keineswegs schon in sich, es ist schlimmstenfalls für bestimmte Botschaften etwas anfälliger. Für das Medium Museum heisst das: breitere Beteiligung an der Produktion zur besseren Kontrolle der musealen Botschaften.

Anmerkungen

¹ Diese Position findet sich noch bei: Ernst Schlee: Das volkscundliche Museum als Herausforderung. In: *Zeitschrift für Volkskunde* (1970), 60–76. Lothar Pretzell: Das volkscundliche Museum als Schau populärer Leistungen. In: *Zeitschrift für Volkskunde* (1971), 38–50. Den Gegenstandspunkt vertreten etwa: Martin Scharfe: Das volkscundliche Museum als Zumutung. In: *Zeitschrift für Volkskunde* (1970), 76–78. Hermann Bausinger: *Volkskunde*. Darmstadt 1972³, 211. Hans-Ulrich Roller: Aspekte des Leitthemas. In: Deneke und Brückner (Hg.): *Volkskunde im Museum*. Würzburg 1976, 40 ff. Carla E. Döring: Das kulturgeschichtliche Museum. Frankfurt a. M. 1977, 100. Konrad Köstlin: Das Museum zwischen Wissenschaft und Anschaulichkeit. In: M. Scharfe (Hg.): *Museen in der Provinz*. Tübingen 1982, 55 ff.

² Dieter Kramer: Gedanken zu einem hessischen Museumsentwicklungsplan. In: *Geburtsgabe für Alfred Höck*. Marburg 1971, 197 f.

³ Wulf Schadendorf: Das Museum zwischen Kunst und Geschichte. In: Brückner und Deneke (Hg.): *Volkskunde im Museum*. Würzburg 1976, 167.

⁴ Roland Kaehr: *Présentation*. In: Hainard und Kaehr (Hg.): *Temps perdu – Temps retrouvé*. Neuchâtel 1985, 7.

⁵ Von der grundsätzlichen Möglichkeit, auch komplexe Phänomene etwa der Stadt- und Industrieethnologie museal darzustellen, zeugt zum Beispiel ein Versuch am Musée Dauphinois in Grenoble. Vgl. dazu: Jean Guibal et Jean-Pierre Laurent: *Lethnologie urbaine au Musée*. *Chronique d'une expérience*. In: *Le Monde Alpin et Rhodanien* (1984), 201–212.

⁶ Jean Baudrillard: *Le système des objets*. Paris 1968.

⁷ Edith Fél und Tamás Hofer: Über monographisches Sammeln volkscundlicher Objekte. In: Schmitz und Wildhaber (Hg.): *Festschrift für Alfred Bühler*. Basel 1965, 77–92. Tamás Hofer: Gegenstände in dörflichem und städtischem Milieu. In: G. Wiegmann (Hg.): *Gemeinde im Wandel*. Münster 1979, 113–135.

⁸ Diese Beschränkung auf Innovationen im Formalen findet sich nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Theorie. Vgl. dazu etwa: François Dagognet: *Quel musée demain?* In: Hainard und Kaehr (wie Anm. 4), 99–109. Alain Nicolas: *L'avenir du musée, le musée de l'avenir*. In: Hainard und Kaehr (wie Anm. 4), 111–122. Beide sehen die Zukunft der Museen u. a. in einer Individualisierung der Museumsbenützung durch den Einsatz von Computern und neuen Medien.

⁹ «Generationen von Ethnographen, die Gegenstände gesammelt, bestimmt und analysiert haben, häuften über Geschichte und Verbreitung der Typen, der technischen Lösungen und Stilmerkmale eine Menge von Kenntnissen auf. Diese Gegenstände aber wurden kaum dazu benutzt, um durch sie die gesellschaftliche Struktur, Denkungsart, Bestreben usw. der sie brauchenden Gruppe zu erklären.» Tamás Hofer (wie Anm. 7, 1979), 113.

¹⁰ Vgl. dazu: Michael Thompson: *Die Theorie des Abfalls*. Stuttgart 1981.

¹¹ Hermann Bausinger (wie Anm. 1), 264.

¹² Hans-Ulrich Roller (wie Anm. 1), 38.

¹³ Text aus der Ausstellung «*Temps perdu – Temps retrouvé*» im Musée d'Ethnographie in Neuenburg 1985. Ähnliches meint Korff, wenn er beim musealen Objekt eine Ambivalenz von «zeitlich Gegenwärtigem und geschichtlich Anderem» diagnostiziert, um daraus eine Präsentation abzuleiten, bei der «die einzelnen Exponate wie Belege im Gefüge einer mit visuellen Mitteln arrangierten Interpretation» wirken. Gottfried Korff: *Forum statt Museum*. In: *Geschichte und Gesellschaft* (1985), 244–251.

¹⁴ Werner Jehle: Die Lust an Antiquitäten – woher kommt sie denn? In: *Basler Zeitung*, 7. April 1985, 3.

¹⁵ Ina-Maria Greverus: *Kultur und Alltagswelt*. München 1978, 220.

¹⁶ Hedwig Hangen: *Heimatismuseen im Umbruch*. In: A.C. Bimmer (Hg.): *Europäische Ethnologie in der beruflichen Praxis*. Bonn 1983, 41.

¹⁷ Roland Kaehr (wie Anm. 4), 7.

¹⁸ Max Peter Baumann: Musikfolklore und Musikfolklorismus. Winterthur 1976, 63, 229.

¹⁹ Zu den spezifischen Eigenschaften der Kleinmuseen vgl.: Rose-Claire Schüle: Les musées locaux du Valais. In: Folklore Suisse (1978), 75–83. A. Palmy: Unterwegs zur Zusammenarbeit. In: Bündner Schulblatt (1985/6), 4–13.

²⁰ Hedwig Hangen (wie Anm. 16), 38, 40.

²¹ «Ein jeder Gegenstand wird in einer kleinen Gemeinschaft durch die komplizierten Beziehungen des Gebrauchs, des Besitzes, der Kenntnisse, der Wertschätzung, der gefühlsmässigen Bindung usw. mit dem lebenden, handelnden Menschen verbunden.» Fél und Hofer (wie Anm. 7), 89.

²² Widerspruch (1983/6), 116f.

²³ Vgl. dazu: Rose-Claire Schüle (wie Anm. 19).

²⁴ Eine Erfahrung, die sich in Berichten aus der Praxis an Kleinmuseen immer wieder bestätigt findet. So etwa in mehreren Beiträgen in: M. Scharfe: Museen in der Provinz. Tübingen 1982.

²⁵ Carla Elisabeth Döring (wie Anm. 1), 80.

²⁶ Alain Nicolas (wie Anm. 8), 115.

²⁷ Dieter Kramer: Kulturgeschichtliche Museen im hessischen Museumsentwicklungsplan. In: Brückner und Deneke (Hg.): Volkskunde im Museum. Würzburg 1976, 194.

²⁸ Ideen des Ecomusée wurden bisher in der Schweiz nur punktuell aufgenommen. Am Musée d'Ethnographie in Genf arbeitet etwa Konservator Bernard Crettaz kontinuierlich mit Betroffenen (z.B. alten Leuten) zusammen, dem gleichen Konservator gelang es in Vissoie im Val d'Anniviers, um die vierzig Leute aus dem Tal für ein lokales Ausstellungsprojekt zu aktivieren. Ähnlich arbeitet das Museo Valmaggia in Cevio. Ein anderes Beispiel wäre die Papiermühle in Basel, ein Arbeitsmuseum, in dem demonstriert und produziert wird. Und im Kanton Zürich entsteht zur Zeit ein Industrielehrpfad. Zu Erfahrungen im Ausland vgl.: Adelhart Zippelius: Handbuch der europäischen Freilichtmuseen. Köln 1974. Neil Cossons: The museum in the valley, Ironbridge Gorge. Marcel Evrard: Le Creusot / Montceau-les-Mines. The life of an ecomuseum, assessment of ten years. Beide in: Museum (1980), 138–153 und 226–234. Konrad Vanja: Geschichtslehrpfad und Museum. In: M. Scharfe (wie Anm. 24), 123–133. Wassilia von Hinten: L'ecomusée. In: Zeitschrift für Volkskunde (1982), 70–76.

²⁹ Über entsprechende Erfahrungen in Italien vgl.: Rudolf Schenda: Der neue Hang zur unbekanntenen Sachkultur. In: Zeitschrift für Volkskunde (1979), 74–77.